

Zeitgemäße Literaturfragen

Immer wieder erleben es revolutionäre Zeitalter, daß sie die Kräfte des umwälzenden Augenblickes überschätzen. Früher oder später ist ihnen noch immer die Erkenntnis aufgegangen, daß die Natur keine Sprünge macht, und daß alles, was scheinbar plötzlich entstanden ist, seine Wurzeln tatsächlich in eine lange Entwicklung zurücksenkt. Auf dem Gebiete der Literatur hat man den Expressionismus als eine Revolution bezeichnet, und siehe, es muß Albert Goergel in seinem Buche „Dichter und Dichtung der Zeit“, das vorwiegend diesen Expressionismus behandelt, gestehen, daß es auch hier Vorläufer gegeben habe und sinngemäßes Werden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gibt es nichts Rückständigeres als den typischen Revolutionär. Er sieht in dem Neuen das Ganze, obwohl dieses Neue doch oft nur ein kleiner Teil des Ganzen ist. Im Banne seiner Errungenschaften verachtet er das Alte über Gebühr und verliert das Verständnis für die Zusammenhänge. Wie selbstverständlich bildet sich bei manchen eine Geisteshaltung heraus, daß sie nun glauben, vor die Aufgabe gestellt zu sein, eine ganz neue Ordnung der Dinge hervorzubringen. Man wirft Fragen auf, die tatsächlich längst gelöst sind, und man quält sich an Problemstellungen, die schon eine bedeutende Klärung erfahren haben. Wenn dann endlich der Wirrwarr nicht mehr zu entwirren ist und wenn die Not selber dazu zwingt, sich nach Hilfe umzusehen, dann kommt langsam die Stunde, in der man wieder von der Weisheit der Alten sprechen darf. Weisheit der Alten? Ach, es braucht sich nicht um entschwundene Zeiten zu handeln, im Gegenteil, gerade das Letzvergangene ist dem Revolutionär das Verhaßteste, und gerade die Kräfte, die bei stürmischen oder sonnigen Tagen ruhig am Werk der Kultur weiterarbeiten, kennt er nicht. Und so ist der Fortschrittsmann über den eigentlichen Fortschritt denkbar schlecht unterrichtet.

Etwas von dieser Art muß man immer wieder im katholischen Lager bei der Behandlung von Literaturfragen feststellen. So hört man nicht selten auch heute noch in gebildeten Kreisen, es sei das Borromäusinstitut mit den zahlreichen ihm angeschlossenen Vereinen höchstens eine pädagogische Angelegenheit, aber keine literarische. Ein Blick in den neuesten Katalog müßte sie indes davon überzeugen, daß dort gerade in jüngster Zeit eine Riesenarbeit geleistet worden ist, die ganz gewiß die volkspädagogische Absicht nicht verleugnet, aber doch ihrem innern Wesen nach als durchaus literarisch anzusprechen ist. In ähnlicher Weise heißt es in der „Germania“ vom 24. Juli 1926, daß im Gegensatz zu „Drplid“, wo die Dichtung als Kunst gepflegt werde, alle andern katholischen Literaturzeitschriften wenigstens in der Würdigung nichtkatholischer Autoren „weltanschaulich, pädagogisch und seelsorglich“ vorgingen. Offensichtlich arbeitet man hier mit längst überholten Fragestellungen. Denn daß ein dichterisches Werk, einerlei, ob der Verfasser Katholik, Protestant oder Jude sei, zunächst nach literarischen Gesichtspunkten zu prüfen ist, das dürfte doch heute Gemeingut aller höher stehenden katholischen Zeitschriften sein. Mit dieser Tatsache ist aber sehr wohl die Frage vereinbar, ob denn das Verhältnis von Dichtung und Weltanschauung schon hinreichend geklärt sei. Wenn wir uns

nun dieser Frage zutenden, ist es von größter Bedeutung, vorher genau festzustellen, was denn ihren eigentlichen Inhalt ausmacht. Daß man ein Werk, in dem eine fromme Gesinnung zum Ausdruck kommt, aber doch nicht so, daß dieser Ausdruck wirklich dichterisch wäre, nicht wegen der in ihm zu Tage tretenden Frömmigkeit und Salbung als künstlerisch wertvoll ansprechen dürfe, das kommt nicht in Frage. Darüber herrscht vollkommene Einigkeit, und zwar eine Einigkeit, die in schweren Kämpfen errungen wurde. Wie sich aber in einem Kunstwerk der Sprache die Weltanschauung zur Form verhalte, welches ein Verhältnis obwalte zwischen Gehalt und Gestalt, wie ganz allgemein Wahrheit und Schönheit miteinander stehen, das bedarf noch einer weiteren Klärung. Um so mehr ist dies der Fall, als neuerdings bei manchen Jüngeren eine Art von Kritik geübt wird, die bewußt bei der Würdigung eines Werkes sein Verhältnis zu Glaube und Sitte außer acht läßt, und noch einmal um so mehr, als man in einer so angesehenen Zeitung wie in der „Germania“ diese Art wenigstens indirekt als schlechthin katholisch bezeichnet. Es sei gleich bemerkt, daß unsere Frage nicht nur das katholische Lager beunruhigt, sondern daß ihre Schwere, wenn auch in andern Formen, in der ganzen Breite der neueren Literaturwissenschaft fühlbar wird.

Der russische Philosoph Solowjew, der auch ein Dichter und ein feiner Ästhetiker war, äußert sich einmal dahin, es erscheine eben dieselbe Substanz in der Philosophie als die Wahrheit, in der Ethik als das Gute und in der Kunst als das Schöne. So muß es auch sein, wenn wir alle Bereiche des Seins auf den einen Schöpfer zurückführen, in dem sie also ursprunghaft in einem erhabenen Sinne eins sind. Es müßte auch unmittelbar zu einer geradezu kosmischen Katastrophe führen, wenn die innere Verbundenheit dieser Seinsbezirke aufgehoben würde. Dann könnte ja der Fall eintreten, daß das Gute, das Ideal des sittlichen Strebens, den Menschen um die Wahrheit betrüge, und daß das Schöne in seiner objektiven Harmonie das Laster verherrlichte. Es gäbe keine Maßstäbe mehr im Sittlichen, keinen Beweis für die Wahrheit mehr im Guten und kein Kriterium des Schönen mehr im Ideal. Die Guten könnten ausziehen zum Kampf wider die Freunde der Wahrheit, und es wäre Anarchie auf allen Gebieten, Zwiespalt in allen Herzen und ein völliger Auseinanderfall des Universums. So kann sich dem gläubigen Auge die Welt nicht darstellen. Es schaut vielmehr in allen Dingen das Antlitz des gleichen Vaters und in allen verschiedenen Ordnungen ein sinnvolles Zueinander im Nebeneinander. Man braucht sich nur an all die wundervollen Wahrheiten zu erinnern, die in den Lehrbüchern der Philosophie unter dem Titel der Gottesbeweise aufgeführt werden, um sogleich zu verstehen, was es ist um das große Gesetz der Gesamtharmonie aller Funktionen des Seins. Betrachtet nun der Philosoph die Dinge mit Rücksicht auf das Wahre und der Ethiker unter dem Gesichtspunkt des Guten, und erhalten dadurch ihre Wissensgebiete das unterscheidende Merkmal, so schaut der Künstler in allem die Schönheit. Je nachdem sich diese Weltanschauung in verschiedenem Material darstellt, spezifiziert sich die Kunst. Das Material des Dichters ist nun die Sprache. Und nach der Fähigkeit, das Sein in der Sprache zu bilden, muß er beurteilt werden, wie nach dem Grade, in dem diese Sprachbildung objektiv das Gebildete darstellt, sein Werk.

Wodurch wird nun weiter die sprachliche Form bestimmt? Offenbar hat jedes Wort, wie die Wahrheit, die darin gesagt wird, eine Beziehung, sowohl zum Objekt als auch zum Subjekt. Beide vermählen sich im Wortgebilde auf eine geheimnisvolle Art. Ihre näheren Bestimmungen kann also die sprachliche Form von beiden Seiten her erhalten. Mehr vom Subjekt aus bildet sich durchweg das Lyrische, mehr vom Objekt das Epische. In der Schilderung einer Landschaft werden die Linien der Hügel und Täler, die Farben der Bäume und Flächen und die Tönungen der Luftschichten ihre Rolle spielen, genau so aber auch das innere Leben des Dichters, das durch all dies in Schwingung und Stimmung versetzt wird. Während man früher, wie Benedetto Croce ausführt, Einteilungen der Dichtung rein nach der Art des Wort- und Formgebildes mechanisch genug nach den Kategorien von Lyrik, Epos und Drama vornahm, ist die neuere Zeit darüber hinausgeschritten, hat all den feineren Zusammenhängen nachgespürt, alle möglichen Abhängigkeiten von Landschaft, Blut und geistiger Haltung, die man selbstverständlich auch schon zu Herders Zeiten nicht ganz vernachlässigte, doch wieder neu entdeckt und so die Betrachtungsweisen des Schönen außerordentlich bereichert. Es sollen hier nicht all die Richtungen gekennzeichnet und vor allem nicht kritisiert werden, die sich an die Namen von Sauer, Nadler, Burdach, Unger, Walzel, Nohl, Viëtor, Gundolf, Petersen u. a. knüpfen. Aber das eine verdient doch besonders Beachtung, daß man nämlich unter den stilbildenden Faktoren der Weltanschauung des Dichters eine immer größere Bedeutung zuweist. Namentlich nachdem Spengler die Physiognomik ganzer Kulturen in Mode gebracht hat, fühlt man sich dazu gedrängt, in den überragenden Dichtwerken den höchstgesteigerten sprachlichen Ausdruck jener Kulturen wiederzufinden. In den Werken Dantes, Shakespeares, Calderons, Goethes, Dostojewskis, Strindbergs usw. sieht man heute Kolossalgemälde ihrer Zeit und der tiefsten, sie bestimmenden geistigen Strömungen. Es hat sich hier unserem geistigen Auge eine ganz neue Sicht aufgetan. Die Worte von Weltanschauung und Dichtung klingen in dem Ohr, das auf die Sprache der neuesten Entwicklung zu hören gelernt hat, ganz anders als früher. Waren sie vor zwei Jahrzehnten vielleicht noch so zueinander gestellt, daß man sie getrennt betrachtete, so hat man inzwischen gelernt, sie als eine leib-seelische Einheit zu empfinden, als die Verleiblichung des Gottes, wie Stefan George in einem allerdings sehr problematischen Ausdruck sagt. Es hat diese neue Auffassung sogar die Sprache der Wissenschaft beeinflusst. Suchte man früher mehr durch ein kausales Schlußverfahren eines aus dem andern zu erklären und förmlich abzuleiten, so schaut man heute mit Hilfe der Intuition sozusagen den Geist im Gebilde, indem man an die Stelle der *causa efficiens* eher eine *causa exemplaris informans* setzt. Das Ergebnis einer solchen Intuition wird dann nicht in den nüchternen Worten der früheren Wissenschaft ausgesprochen, sondern mehr in Bildern und Symbolen. Man lese nur einen charakteristischen Absatz aus Julius Petersens eben erschienener „Wesensbestimmung der deutschen Romantik“: „Die stammesgeschichtliche Betrachtung mag naturwissenschaftlich genannt werden, die ideengeschichtliche ist philosophisch, die stilkritische ästhetisch, die gesellschaftliche soziologisch, die generationsmäßige historisch. . . Die Untersuchung des Stammhaften und Gesellschaftlichen kann ohne weiteres in dieselbe

Ebene gelegt werden; es handelt sich beide Male um Formen der Gemeinschaft, die eine beharrliche Dauer und stetige Entwicklungstendenz aufweisen. Diese horizontale Ruhelage wird durch den vertikalen Auftrieb des Zeitgeistes in periodisch wechselnder Veränderlichkeit ständig durchkreuzt. Das Kräftespiel dieser Wechselwirkung ist aber nur zu messen nach geistesgeschichtlichem Zeitmaß der Generation, die in ihrer substantiellen Zusammensetzung mit dem Volksgeist, in ihrer periodischen Ablösung mit dem Zeitgeist zusammentrifft. Sie stellt das Längenmaß der Entwicklung dar, während der Volksgeist die Dimension der Breite, der Zeitgeist die Dimension der Höhe anzeigt. So ist das Zusammenwirken dieser drei Richtungen in einem dreidimensionalen Gebilde zu erschauen, während der Stil keine Dimension bedeutet, sondern das Ergebnis des dreidimensionalen Kräftespiels. Er stellt die geformte Oberfläche dar, deren Gestaltung auf die im Innern wirkenden Kräfte schließen läßt.“ Man ersieht aus diesem Beispiel deutlich, wie die weltanschauliche Betrachtungsweise eines Dichtwerkes in die literarische hineinverwoben ist. Ob diese Entwicklung gesund sei oder nicht, soll hier nicht untersucht werden, aber die Bemerkung läßt sich nicht unterdrücken, daß es doch unangebracht ist, wenn auf katholischer Seite dergleichen geschieht, nun gleich von Pädagogik und Seelsorge zu reden, zwei Ausdrücke, die an sich ihren hohen Klang haben, die aber in solchen Zusammenhängen den Beigeschmack literarischer Rückständigkeit erhalten.

Ist nun einmal die Weltanschauung in die literarische Betrachtung einbezogen worden und sieht man in ihr sogar eines der wesentlichsten Elemente der Stilbestimmung, so ist auch in der Frage der Wertung ein bedeutender Schritt in der Richtung wissenschaftlicher Faßbarkeit vorwärts getan. Gewiß wird der große Kritiker seine Wertmaßstäbe auch im Gefühl haben, das sich in langer Erfahrung schulen konnte. Es wird ihn aber zugleich das Bestreben leiten, sein Empfinden begrifflich wiederzugeben und wissenschaftlich zu prüfen. Der in der Form erscheinende Wesensgehalt gehört nicht nur der Sphäre des Schönen an, sondern auch der des Wahren. Wie eine neue Schöpfung kann man ein Kunstwerk betrachten, eine Nachschöpfung der großen Gotteschöpfung, ein Ebenbild der ewigen Wahrheit, die eine wie die andere. Gerade bei der Dichtkunst, die mit dem Worte arbeitet, das seiner Eigenart gemäß die ganze Bestimmtheit des Geistigen auch ins Kunstwerk mitbringt, ist es möglich, das Geistige in einer Betrachtung, die doch niemals den Gehalt ganz von der Gestalt lösen sollte, an der Norm alles Geistigen zu messen. Wenn Goethe im Faust sein Glaubensbekenntnis formt, dann haben in all ihrem Rhythmus und in all ihrem bezaubernden Klang diese Worte doch einen greifbaren Sinn, der Gretchen eben vermittelt werden soll, und dieser Sinn macht einer philosophischen Betrachtung nicht die geringsten Schwierigkeiten, wenn er auch niemals, das sei noch einmal betont, ganz von der Dichtung und der in ihr schwingenden Musik gelöst werden sollte. So wäre denn die Brücke von der Schönheit zur Wahrheit kenntlich gemacht, und so wäre dem Kritiker die Möglichkeit gegeben, innerhalb seines höchst eigenen Bereiches die Frage nach dem letzten Sinn einer Leistung zu stellen. Wäre die moderne Literaturwissenschaft im Besitz einer allgemein anerkannten Religion und Philosophie, so hätte sie diesen Brückenschlag längst vollzogen, wie denn Oskar Walzel z. B. in

dem von ihm herausgegebenen monumentalen Handbuch der Literaturwissenschaft dergleichen schon bewußt versucht. Erstaunlich ist es eigentlich, wenn im katholischen Lager sich solche als modern ausspielen, die von der neuen Verbindung von Dichtung und Weltanschauung nur einige Halbheiten aufgefangen haben, diese wacker nachmachen, und jene andern, die sich bemühen, eine durchaus mögliche, ja offensichtlich gegebene Synthese von moderner Literaturbetrachtung und katholischer Überlieferung zustande zu bringen, mit dem banausen Prädikat „pädagogisch“ und „seelsorglich“ abtun. Auch in der Literaturgeschichte und in der Literaturkritik, und vielleicht hier mehr als irgendwo anders, kommt modernes Denken unsern katholischen Auffassungen entgegen. Sollten wir nicht lieber, statt neue Fehden untereinander zu beginnen, einträchtig darüber nachsinnen und einträchtig dahin arbeiten, auf diesem Gebiet zu lernen, was uns fehlt, den andern aber auch zu bringen, was sie einstweilen noch suchen? Man lese nur einmal die Einleitung zu Ludwig Marcuses „Weltliteratur der Gegenwart“, um den schrillen Schrei der Verzweiflung nach einer Metaphysik zu vernehmen, und man vertiefe sich in Herbert Cysarz' jüngstes Werk: „Literaturwissenschaft als Geistesgeschichte“, einen gigantischen Versuch, den Ossa auf den Pelion zu türmen, um endlich eine sichere Höhe universaler Weltanschauung zu gewinnen.

Haben wir die Möglichkeit, einer weltanschaulichen Betrachtungsweise innerhalb des Literarischen, so folgt ihr die Pflicht, sie auch zu verwirklichen. Selbst wenn diese Möglichkeit nicht bestünde, so wäre es notwendig, die dann angeblich „rein literarische“ Kritik zu ergänzen. Ein Buch der schönen Literatur, und gerade ein solches gehört nicht einer Zunft von Literaten, sondern dem ganzen Volke und sicher einem Kreise von Gebildeten. Es bliebe in jedem Falle Pflicht, bei Büchern mit destruktiver Tendenz auf diesen bedenklichen Mangel aufmerksam zu machen; denn gesetzt auch, es wäre kein literarischer Mangel, so ist es doch zweifellos ein noch viel schlimmerer. In der katholischen Seinsordnung steht die Heilsidee an allererster Stelle, und es ist un-katholisch, vor einem breiteren Publikum von den Schönheiten des Ardinghello zu schwärmen, ohne dabei zu erwähnen, daß sie trübster Sinnlichkeit dienen. Der Fall liegt ja aber viel günstiger, wo wir den literarischen Bezirk gar nicht zu verlassen brauchen, um den philosophischen und sittlichen Gehalt einer Dichtung zu kennzeichnen. Die beste Methode schien mir immer die zu sein, wo möglich bei der Besprechung eines Dichtwerkes mit der Form zu beginnen, um dann Schritt für Schritt bis in die innersten Schächte des Werkes hinein die Bedingungen der Form zu untersuchen. So bleibt man im Gegenständlichen, worauf Dr. Froberger sooft mit Nachdruck hingewiesen hat, und man vermag ganz objektiv, ohne ausfallende Polemik, bis zum weltanschaulichen Kern vorzudringen.

Aber, so wird jemand einwenden, da sind wir ja schon wieder im Ghetto darin. Da haben wir uns wieder den Theologen verkauft, die doch natürlich nichts von Schönheit verstehen. Da müssen wir ja wieder kämpfen mit der modernen Welt, mit der wir uns doch endlich einmal etwas mehr anfreunden sollten.... Nur gemacht! So kann nur jemand denken, der sich im Katholizismus wie in einem Ghetto fühlt, nicht aber wie in der Stadt auf dem Berge, von wo aus der Blick frei ist über Völker und Länder hin. Es ist gewiß wahr,

daß in der nichtkatholischen Dichtung die Ganzheit der katholischen Religion und Kultur nicht zum Ausdruck kommt. Es ist wahr, daß ein Gemüt, in dem die Geheimnisse des Christentums den zentralen Platz behaupten, immer wieder schmerzlich berührt wird, wenn da die genialsten Bücher der Zeit nichts von Christus wissen oder vielleicht nur eine ganz verborgene Sehnsucht nach ihm verraten. Darum fehlen uns aber doch nicht die Brücken zum Verständnis des Drüben, wo doch zum wenigsten viel guter Wille am Werke ist. Es sind nun verschiedene Fälle der Abweichung von der katholischen Wahrheit denkbar. Einen haben wir vor uns in den heidnischen Klassikern und können schon aus der Haltung der Kirche ihnen gegenüber bedeutende Schlüsse ziehen. Bekanntlich hat die Kirche das Bildungsgut der Antike nicht nur treu überliefert, sondern es auch bis auf den heutigen Tag in ihre pädagogischen Bestrebungen eingeordnet. Ist die dort zu Tage tretende, oft berückende Schönheit nicht das Widerspiel der gesamten Wahrheit der Heilsordnung, so doch eines großen Teils derselben, nämlich alles dessen, was wir unter den Begriff von edler Natur sammeln. Insofern alle Kunst das Übernatürliche doch wesentlich im Symbol geben muß, war die Reinheit und die edle Menschlichkeit als Vorbereitung für eine christliche Kunst die Bereitstellung eines wundervollen Instrumentes, das sich willig auch Akkorden fügt, in denen mehr erklingt als nur das Echo irdischer Täler. Wir haben in der heutigen Zeit gewiß viel nicht-katholische Literatur, die sich zur Wahrheit des Christentums genau so verhält wie die der Alten. Oder stammen nicht manche unserer Besten aus Familien und aus Gegenden, in denen man heute von Christentum nicht mehr weiß und hört, als auch Sokrates und Plato wußten? Wir haben keinen Grund, diesen neuen Heiden gegenüber, sofern sie guten Willens und tatsächlich unschuldig an ihrer Unwissenheit sind, einen andern Standpunkt einzunehmen als Phidias, Sophokles, Aristoteles und Vergil gegenüber, die sich wahrlich nicht über Zurücksetzung in der christlichen Ara beklagen dürfen.

Der andere Fall ist möglich, daß ein positiv verwerflicher Inhalt in einer anmutigen Form geboten wird wie etwa bei Wieland, Stendhal und vielen Neuere. Hier wird man sich daran erinnern, daß, ganz abgesehen von den ethischen Werten in einem Kunstwerk, auch noch die ontologischen in Betracht kommen. Die Darstellung menschlicher Leidenschaften, einerlei welchem Ziele sie endlich dienen, kann ihre hohen Reize haben und in sich sogar beabsichtigt sein. Typisch ist, wie z. B. in der Goethebiographie von Baumgartner-Stockmann immer wieder die Bewunderung für die herrlichen Gaben des überragenden Genies durchbricht und auch, wie etwa in der Darstellung der französischen Literatur P. Baumgartner bei Dichtern wie Balzac der Leistung an sich die Huldigung nicht versagt. Unser Herr lobte einst den ungerechten Verwalter, weil er klug gehandelt hätte, und so kann denn auch der katholische Literaturkritiker einen Nießsche und einen J. P. Jakobsen loben, weil sie eine wunderbare Sprache sprechen. In dieser Hinsicht hat die Kirche immer groß und weit gedacht, und eben deshalb konnte sie nicht nur die Erbin der Antike werden, sondern überhaupt alles Echten, was je von Freund oder Feind hervorgebracht worden ist. Man darf sogar behaupten, daß ihr, als der allein bleibenden, alles einmal früher oder später zufallen müsse, was menschliches Genie im Laufe der Geschichte leistet. Auch das Gute in Goethe werden wir

erben, denn man sieht ja schon, wie seine vermeintlichen Erben das Letzte verprassen, was auch in ihm an echten Werten war.

Endlich bleibt bei so manchem nichtkatholischen Dichter die subjektive Ehrlichkeit und Reinheit seines Wollens anzuerkennen, die ebenfalls in einem Kunstwerk auch da noch ergreifend Ausdruck finden kann, wo das Gesagte selbst unsern Beifall nicht weckt oder gar unsern Widerspruch erregt. Als Beispiel sei hier Dostojewskis „Großinquisitor“ genannt, sicher eine der gewaltigsten Visionen der Weltliteratur. Ganz abgesehen davon, daß diese Legende trotz ihrer offensichtlichen Feindschaft wider Rom doch über alles Historische hinaus eine tragische Wahrheit zum Ausdruck bringt, wirkt sie auch durch die innere, subjektive Glut des von der Richtigkeit seiner Meinung zutiefst überzeugten Dichters. Solche Eiferer würden doch ohne Zaudern zu uns kommen, wenn sie der Blig von Damaskus träfe und die göttliche Stimme des „Saulus, warum verfolgst du mich?“ Hier wäre manchen Äußerungen von Arthur Friedrich Vinz durchaus beizupflichten, die von der reinen Flamme sprechen, auf die es zunächst ankomme. Gerade dieses Bild treibt noch zu einer weiteren grundlegenden Erkenntnis.

Wenn in ganz großen Geistern etwas wächst und schließlich zum Kunstwerk wird, dann ist dieses Gebilde nicht so sehr ein Ergebnis des in ihnen herrschenden, subjektiven Wollens, als vielmehr des stärker in ihnen wirksamen göttlichen Es. So tief steht das Gottesbild in der Seele des Menschen, daß es in mancher Hinsicht jedem gotteschänderischen Eingriff entzogen scheint. In den gewaltigen Stunden der dichterischen Empfängnis hat nicht so sehr der Dichter den Stoff als vielmehr der Stoff den Dichter. Und so künden sie Segen, wo sie vielleicht Fluch haben künden wollen, eben weil alles empirische Wollen versinkt in dem Übermächtigen, das sie überkommt. Eben weil die Wahrheit und die Schönheit wesenhaft aus einer Wurzel keimen, so kann es nicht ausbleiben, daß sie da, wo sie wirklich von einem Genie in der Wurzel ergriffen werden, ihre Verwandtschaft verraten. Große Irrtümer sind nur darum groß, so hat man oft gesagt, weil sie große Wahrheiten enthalten, und das gilt im übertragenen Sinne ganz gewiß auch von aller großen Poesie, gleichviel, unter welcher Sonne sie gewachsen ist. Betrachtet man den Gehalt jener Wenigen, die wie Jahrtausendgipfel aus dem geschichtlichen Leben der Dichtung aufragen, so wird man immer entdecken, daß zwischen ihnen eine staunenswerte Ähnlichkeit herrscht, und wenn auch die Spiegelung der übernatürlichen Geheimnisse nur auf dem Boden der christlichen Offenbarung möglich ist, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß die auch in der Symbolik des Übernatürlichen nicht entwerteten Menschentypen und Menschenfragen die gleichen bleiben, nur in dem einen Falle in die dunkle Sehnsucht des Unerfüllten und in die schmerzliche Tragik des Versagten hinabsinkend, im andern aber in die Sonnenhöhe göttlicher Gnade emportauchend.

So setzt denn die urkräftig katholische Auffassung der Dinge den Kritiker wohl in den Stand, auch Nichtkatholisches verstehen zu können. Ja es wird der Fall eintreten, daß große Dichter, die daran sind, die Seichtheit einer gewissen Epoche der Gottesferne zu überwinden, überhaupt nur von Menschen verstanden werden, die mehr in sich haben als eben diese Seichtheit, und das wird immer die katholische Kultur sein. Um genauer zu verdeutlichen, was

hier gemeint ist, erinnere ich an den „Zauberberg“ von Thomas Mann. Viele Besprechungen sind über ihn im Lager der Freunde des Dichters erschienen. Man darf aber die Behauptung wagen, daß keiner dieser Freunde dem Dichter hat gerecht werden können, weil er in seinem letzten Werk etwas hatte, was sie einfach nicht hatten, besonders was die „todernsten Akzente“ angeht. Man hat darüber gewigelt, man hat es geistreich umkräuselt, aber man hat es nicht begriffen, weil man eben die Voraussetzungen nicht hatte, um etwas zu begreifen, was über dem Horizont der Zeit lag, und was also nur jemand überhaupt erfassen kann, der über eine weitere Sicht verfügt.

Seit 500 Jahren war der Zug der Dichtung und Kultur stark revolutionär, indem man sich bewußt, wenigstens im Norden Europas, gegen das Überlieferte auflehnte. Nachdem nun die Auflehnung alle ihre Kräfte erschöpft hat, und wo man beginnt stiller zu werden und mit neuer Objektivität nicht ein halbes Jahrtausend nur, sondern Jahrtausende zu überschauen, da dämmert ein Begreifen hoch, daß es am Ende auch in jenen als so dunkel verschrieenen Vorzeiten Werte gegeben habe, die man nicht ohne eigenen Schaden preisgeben konnte. Charakteristisch mag für diese Haltung die „Jungfrau von Orleans“ sein, wie Bernard Shaw sie gestaltet, und da besonders die Vorrede, die er seinem Bühnenwerk vorangeschickt hat. Das ist doch der alte Rationalismus nicht mehr, sondern ein Versuch, wenn auch ein vorsichtiger und sogar noch skeptischer, zu verstehen und anzuerkennen, was man zögernd noch ablehnt. Es wäre gewiß das Trüchteste, was der Katholizismus von heute überhaupt tun könnte, wenn er in solcher Schicksalsstunde, statt mit ganzer ungeteilter Kraft und unter voller Wirkung seiner Mysterien in die Lebenswirklichkeit hinein den ihm ureigenen Weg zu schreiten, eben jetzt versuchen sollte, sich einer Kultur, die von sich selber sagt, daß sie im Sterben liege, anzugleichen. Denn der Tag der Weltgeschichte ist angebrochen, wo man von allen Seiten und nicht zuletzt in der Literatur nach dem ruft, was wir kraft unserer Religion und unserer Überlieferung allein bringen können, nach einer Wiedervereinigung der getrennten Lebensgebiete in einer ewig gültigen Metaphysik und in einer weltumspannenden Religion.

Friedrich Muckermann S. J.